

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementspreis pro Monat inkl. Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ inkl. Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen (Postzeitungsliste Nr. 4527) vierteljährlich 2,10 Mk., für 2 Monate 1,40 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. exkl. Bestellgeb.

Redaktion: Tauscher Str. 19/21.
Telegramm-Adresse: Volkszeitung, Leipzig.
Telephon 2721.
Sprechstunde: 6—7 Uhr abends.

Inserate werden die gespaltene Zeile ober deren Raum mit 25 Pfg., für Gewerkschaften, politische und gemeinnützige Vereine mit 20 Pfg. berechnet. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im voraus zu bezahlen. — Schluß der Annahme von Inseraten für die nächste Nummer früh 9 Uhr. — Aufgegebene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Tauscher Straße 19/21. Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen

Deficit.

* Leipzig, 3. November.

Der weinkundige Dichter Scheffel erzählt in seinem berühmten Roman „Eckhard“, daß es bei gewissen Zechern den „Wecker“ giebt, einen „fliegenden Stich“ an der Stirn, welcher es anzeigt, wenn des edlen Weines genug genossen ist. Der Zecher, der diese Warnung nicht beachtet, verfällt den Dämonen, die im „Feuerquell des Weines“ hausen. Darum hält der weise Mann, der „sokratische Zecher“, mit dem Trinken ein, sobald er den „Wecker“ verspürt.

Solch einen „Wecker“ giebt es auch in der Politik, und zwar in der Finanzpolitik. Man nennt den „Wecker“ dort „Deficit“. Dieser „Wecker“ mahnt zur Sparsamkeit, zum Einhalten in der Steigerung der Ausgaben. In unseren Reichsfinanzen hat sich dieser „Wecker“ schon recht kräftig bemerkbar gemacht nach der wirklich rapiden Vermehrung der Ausgaben des Reichs. Flott ging es in die „uferlose“ Flotten- und Westpolitik hinein und das Resultat ist nun, daß für die Kriegsrüstung im Frieden alljährlich so riesige Summen aufgebracht werden müssen, daß für eigentliche Kulturzwecke manchmal nichts oder fast nichts mehr übrig bleibt. Oder ist es nicht eine beschämende und darum nicht genug zu betonende Tatsache, daß das mächtige deutsche Reich, das eine so kostspielige Westpolitik treibt, den Lungenheilanstalten nicht mehr als 150 000 Mk. zuschießen kann, weil kein Geld da ist?

Das Deficit ist da und warnt zur Umkehr. Wie groß es werden wird, das weiß man noch nicht, aber 150 Millionen werden schon herauskommen. Der Staatssekretär im Reichsschatzamt hat ja die voranschreitliche Steigerung des Deficits schon wiederholt angekündigt. Wir sahen, wie das Deficit des Reichs ungünstig auf die Gestaltung der Finanzen der Einzelstaaten einwirkte, und wie wiederum das Reich durch die schlechte Finanzlage der Einzelstaaten benachteiligt wurde. Aus diesem circulus vitiosus wird Deutschland so bald nicht herauskommen. Ja, wenn die Regierung sparen könnte! Aber sie ist ja auf die Welt-, Kolonial- und Flottenpolitik festgelegt; sie hat A gesagt und muß B sagen, wie die Reichstagsmehrheit, die auch nicht mehr zurück kann. Und so wird denn mit voller Dampfkraft an der Vergrößerung des Deficits gearbeitet; wir werden in dieser Beziehung erstaunliche Leistungen noch erleben.

Das Deficit wird aber auch noch durch andere Umstände gefördert. Die Voranschläge der Einkünfte des Reichs haben sich als weitaus zu hoch erwiesen. Die schlechte Zeit drückt den Ertrag der Verzehrungssteuern und der Staatsbetriebe herunter. Die Zölle, die Tabaksteuer, die Zuckersteuer haben

nicht die Erträgnisse ergeben, die man erwartet hat; auch die Post- und Telegraphenverwaltung hat die Ueberschüsse nicht gebracht, die im Etat vorgesehen waren. Im ganzen weist der Ertrag der Reichseinnahmen im ersten Halbjahr 1902 eine Mindereinnahme von 36 Millionen Mark gegen das Vorjahr auf. Man nimmt mit Recht an, daß das zweite Halbjahr einen noch weit größeren Ausfall bringen wird, denn die wirtschaftlichen Verhältnisse haben sich verschlechtert. Die Arbeitslosigkeit und das Sinken der Löhne schwächt eben die Konsumtionskraft der Massen, und das kommt in dem Ausfall bei den Reichseinnahmen zum Vorschein, womit all die Schönfärber und Klugschwäger, welche die Kritik beharrlich mit Redensarten aus der Welt schaffen wollen, derb auf den Mund geschlagen sind.

Man findet, wie das Naturell des Klassenstaats sich hier gewissermaßen selbst korrigiert. Das alte und einfache Mittel, wenn ein Deficit zum Vorschein kommt, neue Steuern auszusprechen, die von der Masse gezahlt werden sollen, versagt an einem gewissen Punkte. Sobald die Masse mit ihrer Lebenshaltung unter eine gewisse Linie hinabgedrückt ist, bringen die Verzehrungssteuern zu wenig, um die klaffenden Lücken des Budgets auszufüllen zu können. Wie der von einem erdrückenden Uebermaß des Glends heimgesuchte Mensch leicht apathisch und stumpfsinnig wird, so kann die Steuerkraft der Masse ein Uebermaß von Belastung nicht ertragen. Das im Klassenstaat herrschende System, durch die indirekten Steuern der Masse die Hauptlast der Auflagen aufzupacken und die oberen Behtausend verhältnismäßig nur mit minimalen Quoten heranzuziehen, zeigt damit den inneren Widerspruch, an dem es zu Grunde gehen wird.

Die Zölle zeigen in diesem halben Jahr schon über 16 Millionen Mindererträgnis gegen das Vorjahr. Das muß die Regierung sehr herabstimmen in ihren Zukunftshoffnungen. Denn weil die durch die höheren Zölle unvermeidlich werdende Preissteigerung bei den notwendigen Lebens- und Nahrungsmitteln nur die Deutepolitik der Junker dem Volke am meisten in die Augen springen, so spricht man weniger davon, daß auch die Regierung eine Aufbesserung ihrer Finanzen von den neuen Zöllen erhofft, mit der sie das Deficit einigermaßen auszugleichen gedenkt. Wenn aber der Ertrag der Zölle so rapid sinkt, dann ist an eine Tilgung des Deficits gar nicht zu denken. Die Preissteigerung schränkt den Konsum noch weit mehr ein als gegenwärtig und schließlich wird statt einer Tilgung eine bedeutende Steigerung des Deficits herauskommen.

Die Arbeitslosigkeit der Finanzlage treibt sogar bürgerliche Blätter dazu, vorzuschlagen, man möge doch statt mit einem Zolltarif mit einer Reichseinkommens- oder Erbschafts-

steuer die Finanzen aufzubessern suchen. Wenn das von Erfolg sein soll — und wir stimmen unserem Programm gemäß im Prinzip durchaus bei — dann muß die Einkommensteuer eben so progressiv angelegt werden, daß die großen Einkommen genügend herangezogen werden. Was bis jetzt auf diesem Gebiet erreicht worden, fällt wenig ins Gewicht. Die Miquel'sche Steuerreform hat viel Geschrei verursacht, aber was bedeutete sie? Auch da, wo die direkte Einkommensteuer am weitesten ausgebildet ist, im Kanton Zürich, sind die großen Vermögen und Einkommen bei weitem nicht genügend herangezogen. Die württembergische Steuerreform, von der so viel Aufsehens gemacht wurde, erhob schon Steuern von Einkommen von 500 Mk. an!

Der Klassenstaat läßt sich auf Einkommensteuern ein, welche die großen Einkommen wenig drücken; es fällt ihm aber gar nicht ein, darum die ärmere Bevölkerung in Bezug auf die indirekten Steuern zu entlasten. Jede Steuerreform, die das nicht thut, hinkt von vornherein. Die oberen Behtausend verstehen es aber alle ebenso gut, wie ein notleidender Agrarier zu schreien, wenn von einer progressiven Einkommensteuer, welche die großen Einkommen einmal ernsthaft heranziehen soll, die Rede ist. Dann drohen sie mit Auswanderung in Länder, wo sie nicht so „grausam“ besteuert werden, genau wie früher die Feudalherren jammerten, wenn man die Lasten der Bauern verringern wollte. Und wenn die Großkapitalisten gingen? Dann würde kein Gemeinwesen zu Grunde gehen, denn ein jeder wird erhalten durch die Arbeitskraft des Volkes und weder durch Rentenverzehrer noch durch Dividendeneinstreicher. Die täglich für den Bestand der Gesellschaft zu leistende Arbeit würde durch den Weggang der „oberen Behtausend“ wenig beeinträchtigt, denn was diese an gesellschaftserhaltender Arbeit leisten, wäre leicht zu ersetzen.

Der Kampf um die Steuerlast wird in absehbarer Zeit eine weit größere Rolle spielen, als bisher. Je mehr politische Macht die Arbeiterklasse erringt, desto mehr wird sie auch bestrebt sein, den herkömmlichen Steuerdruck abzuschütteln und den besitzenden Klassen mehr Pflichten zuzuwenden. Und diese Bestrebungen werden um so erfolgreicher sein, je mehr das herrschende System in die Deficit- und Pumpwirtschaft hineingerät. Eine Schuldenlast von über 10 000 Millionen im Reich und den Einzelstaaten und ein rasch wachsendes, wie es den Anschein hat, nicht mehr auszurottendes Deficit — eine schöne Illustration der neuen Herrlichkeit, die mit der Ära Bismarck begonnen hat! Der Geschichtsschreiber der Zukunft wird einst ein hartes Urteil über diese Ära und das, was nach ihr gekommen, zu fällen haben.

Seuiletton.

(Nachdruck verboten.)

Der Grabenhäger.

Roman von Wilhelm von Polenz.

Erich von Kriebow war in früheren Zeiten hier viel aus- und eingegangen, jetzt freilich hatte ihn das „Schulzengut“ seit Jahren nicht mehr zu sehen bekommen — unter diesem Namen war der einzeln gelegene Hof weit und breit bekannt. Seine Besitzer hatten ehemals das Erbschulzenamt inne gehabt.

Wie alte gute Bekannte, die ihm mancherlei zu erzählen wußten, blickten ihn die Fenster des weißgetünchten Bauernhauses an, unter dem hohen, rohgedeckten Dache hervor. Früher wäre er hier sicherlich nicht so vorbeigezogen, da wäre er herangeritten, hätte den alten Jochen Tuleweit begrüßt, hätte ein freundschaftliches Gespräch mit ihm angeknüpft über das Wetter und dergleichen.

Aber zwischen damals und heute lag mancherlei. — Inspektor Heilmann, der bis dahin immer respektvoll die Anrede seines Herrn abgewartet hatte, ehe er eine Meinung äußerte, trieb jetzt seinen alten Gaul näher an die Zigeunerin heran und berichtete, obgleich weit und breit kein Hörer war, halblaut: mit der Gesundheit des alten Tuleweit stehe es neuerdings wackelig. Vielleicht sei das eine günstige Gelegenheit — — Ob er einen Versuch machen solle.

Kriebow hatte sich verärgert. Er solle ihn mit der Anrede ungeschoren lassen, bedeutete er in ungewohnt barschem Tone den Beamten. Dann gab er der

Zigeunerin den Galoppsporn, um möglichst schnell von hier weg auf eigenen Grund und Boden zu gelangen.

II.

Am Sonntag ging Kriebow mit Gattin und Schwiegermutter zur Kirche. Vom Herrenhause aus war es nur ein kurzer Weg durch den Park, dann lag auch schon das kleine aus Feldsteinen erbaute Kirchlein mit dem niederen schindelgedeckten Turme vor einem.

Der Gottesdienst ging heute etwas später als gewöhnlich an. Der Geistliche hatte bereits in Groß-Pöder, wo eine Filialkirche von Grabenhagen stand, gepredigt.

Die Kirche war schwach besucht, einige alte Leute saßen verstreut im Schiff, die jungen Besucher fehlten so gut wie ganz. Wären nicht die Diensthofen vom Herrenhause in stattlicher Zahl vertreten gewesen, dann hätte der Pastor kaum zu einem Duzend Leuten gesprochen. Aber darauf hielt Frau Krufe, die Wirtschaftlerin, Sonntags mußte ihr ganzer Stab zur Kirche; sie liebte es, mit voller Leutebank zu paradien.

Kriebow nahm mit seinen Damen Platz. Ueber dem herrschaftlichen Kirchenstuhle war das Familienwappen angebracht. An verschiedenen Stellen konnte man alte Grabsteine eingemauert finden: heimgegangene Patrone der Kirche oder auch deren Gemahlinnen darstellend; hier ein härtiger Mittersmann in plumper Rüstung, knieend, den Helm neben sich, dort eine Frau mit steifem Kleide und Madkrause, die Hände mit den dünnen Fingern zum Gebet zusammengelegt.

Neueren Ursprungs als diese Ueberbleibsel aus feudaler Zeit waren die Gedenktafeln, die man zu Ehren von Erich von Kriebows Großvater und Vater angebracht hatte.

Der junge Grabenhäger sah sich hier umgeben von Erinnerungen an seine Vorfahren. Es war begreiflich, daß er dieses Gotteshaus, wenn er davon sprach, „meine Kirche“ zu nennen pflegte.

Vor der Orgel saß der Küster mit der Schuljugend, und mühte sich ehrlich ab, dem altersschwachen Instrumente etwas wie eine Melodie zu entlocken. Als das erste Lied beendet war, erhob sich der alte Klinguth und machte der Herrschaft seinen schuldbigen Krakfuß.

Unter der kleinen Zahl der Andächtigen fiel ein altes Paar in die Augen — Kriebow hatte sie auch sofort bemerkt — Tuleweits vom Schulzengute. Des Grabenhägers Blick wurde unwillkürlich dorthin gezogen, wo der Alte mit seiner Ehehälfte saß. Ein wenig kahler und noch hagerer war Jochen Tuleweit geworden, sonst war er ganz der alte geblieben mit seinem kernhaften Schädel, dem schmalen Munde und der mächtigen Bartkrause unter dem trohigen Kinn.

Jochen blickte mit seinen blanken, weißüberbuschten Augen starr geradeaus nach dem Altar, wo jetzt der Geistliche das Apostolikum sprach. Seinen wetterharten Zügen war keine Erregung anzusehen. Aber die alte Frau neben ihm mit dem blauen, für eine Bäuerin auffällig feinen Besätze, war unruhig geworden seit dem Eintritt der Herrschaft. Ihre Augen wanderten unstät umher in dem Kirchlein, und blickten schließlich doch dorthin, wohin zu sehen sie hatte vermeiden wollen: nach dem herrschaftlichen Stuhle und seinen Insassen.

„Erich, wer ist der schöne, alte Mann dort drüben?“ fragte Klara, als der Geistliche den Altar verlassen hatte. Kriebow schüttelte nur unwillig den Kopf, als verbiete ihm die Andacht in diesem Augenblicke jede Neugierung.